

ROBIN WELLS

REISE
des
SCHICKSALS

ROMAN

Weltbild Premiere

Reise des Schicksals

Robin Wells

Reise des Schicksals

Roman

Aus dem Englischen von
Angela Schumitz

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *THE FRENCH WAR BRIDE*
bei Berkley, an imprint of Penguin Random House LLC, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Robin Wells
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Angela Schumitz
Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg, Bay
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Arcangel Images
(© Rekha Arcangel) und Shutterstock
(© Rawpixel, © Red Fish Images, © Kraphix, © Stockforliving)
Satz: Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-282-6

2020 2019 2018 2017
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Dieses Buch widme ich dem französischen Volk und den tapferen Alliierten, die für seine Befreiung gekämpft haben, darunter mein Vater Roscoe Rouse Jr., der in der US-Luftwaffe eine B-17 flog; mein Schwiegervater Edward Phillips Wells, der nahe der Front in Frankreich als Arzt in der amerikanischen Armee diente, und William »Wild Bill« Correll, der in der 100. Infanteriedivision der US-Armee in Frankreich als Späher tätig war.

Wie immer möchte ich dieses Buch auch meinen beiden wundervollen Töchtern Taylor und Arden sowie der Liebe meines Lebens, meinem Mann Ken, widmen.

ERSTES BUCH

»Ich habe nie verstanden, was er in dir gesehen hat.«

Einen Moment lang kommt es mir vor, als ob ich mir die Stimme der Frau eingebildet habe. Mon Dieu, diese Worte sind mir wahrhaftig vertraut, ich habe sie mir in den letzten sieben Jahren oft selbst im Stillen gesagt. Aber als ich mich umdrehe und zur Tür meiner Wohnung in der Seniorenresidenz blicke – ich lasse sie gern offen, damit Freunde wissen, wann ich sie empfangen kann –, steht sie tatsächlich auf der Schwelle: die verlassene Verlobte meines Mannes.

Sie ist natürlich älter – die ganze Welt ist älter geworden, nicht wahr? Dennoch erkenne ich sie sofort. Sie ist immer noch groß, zumindest im Vergleich zu mir, obwohl ihr Rücken vom Alter gebeugt ist und sie sich auf einen Stock stützt. Ihre Haut ist immer noch so blass wie Milch in einem Porzellankrug, obwohl auch sie jetzt welk ist wie bei allen Frauen eines bestimmten Alters. Ihre Augen sind immer noch bestechend kornblumenblau, ihre Nase zierlich. Und jetzt rümpft sie die Nase, als sie mich betrachtet – als läge etwas Ranziges in der Luft.

Ich kann nicht behaupten, dass ich ihr das verüble. Wenn ich Jacks Highschool-Liebe gewesen wäre, die ihm während seines Medizinstudiums und dann später beim Militär fast täglich einen Brief schrieb, hätte auch ich ein Leben lang einen Groll gegen die Frau gehegt, für die er mich sitzen gelassen hat.

Vor allem, wenn diese Frau eine französische Kriegsbraut gewesen wäre und wenn ich seinen Verlobungsring getragen und darauf gewartet hätte, dass er heimkommt, mich heiratet und in die Arztpraxis meines Vaters einsteigt, sodass ich das angenehme Leben einer Arztfrau in einer Kleinstadt führen könnte, genau wie meine Mutter. Und vor allem, vor allem – kann man das wie

im Französischen mit diesem Wort machen? Es verdoppeln, wie bei »sehr«? Das habe ich nie herausbekommen. Vor allem, wenn ich eine große, schöne, glatthaarige Blondine wäre, vor der die Männer Schlange standen, wenn sie mit ihr tanzen wollten, und wenn die Kriegersbraut eine kleine dunkelhaarige Französin wäre.

»Kat!«, sage ich ein wenig verlegen wegen meines Akzents, den ich nie losgeworden bin, so sehr ich mich auch bemüht habe. »Was für eine Überraschung!«

»Das kann ich mir denken. Obwohl sie ganz sicher nichts ist im Vergleich zu der, die du mir damals beschert hast.«

Ich lache, bevor ich merke, dass sie das nicht lustig gemeint hat. »Da hast du natürlich recht.«

Sie nickt, die Lippen zu einem schmalen missbilligenden Strich zusammengepresst.

Nun denn, dieser Besuch wird anstrengend werden. Ich halte mich an den Armlehnen meines Sessels fest und stemme mich langsam hoch. »Komm rein, Kat. Komm schon rein, setz dich.«

Sie folgt meiner Aufforderung sehr langsam und sieht sich dabei gründlich um. Ich kann mir gut vorstellen, wie dieser Raum auf sie wirkt. Ich bin zusammen mit Jack in das Shady Oaks Assisted Living Center gezogen, als wir noch hofften, er würde sich von seinem Schlaganfall erholen. In dem Versuch, es wie zu Hause aussehen zu lassen, habe ich es mit unseren Habseligkeiten vielleicht etwa zu voll gestellt. Aber was soll's – mein Geschmack ist der einer altmodischen Pariserin: reich verziert und üppig. Ich mag es, wenn meine Umgebung alle Sinne anspricht. Nun betrachte ich Kat dabei, wie sie die in dicken Rahmen hängenden Bilder betrachtet, das große Plüschsofa, die straff gepolsterten altrosafarbenen Sessel, die Fransenvorhänge. Nahezu alle Oberflächen sind mit Nippes, Büchern und Zeitschriften bedeckt. In so einem Raum kann man immer wieder Dinge entdecken: kleine Schätze wie den kristallinen Briefbeschwerer in Form einer Rose, das geschnitzte Schiff in einer Ecke oder die Skizze einer nackten Frau, die Kat gerade anstarrt – einer Frau, die, wie Jack meinte, mir ähnelt. Kat wirkt schockiert. Ob sie

wohl denkt, dass ich dafür Modell gestanden bin? Die Vorstellung amüsiert mich ein wenig.

Doch viel wahrscheinlicher denkt sie gerade: Wie um alles in der Welt hat es Jack mit all diesem Kram ausgehalten?

»Bitte, setz dich doch auf diesen Sessel.« Ich deutete auf die große, mit weichen Kissen gepolsterte Bergère, von der ich gerade aufgestanden bin. Das ist der bequemste Platz in dieser Wohnung. »Kann ich dir einen Tee anbieten? Oder einen Kaffee?«

»Nein, danke.« Sie lässt den Sessel links liegen und plumpst aufs Sofa – das große, mit goldenem Samt überzogene Sofa, das früher im Salon unseres Hauses stand.

»Nun, was führt dich zurück nach Wedding Tree?«, frage ich und setze mich so anmutig, wie es mir meine arthrotischen Hüften erlauben, wieder auf meinen Platz.

Sie spielt mit der doppelreihigen Perlenkette an ihrem Hals. »Eine meiner Urenkelinnen ist kürzlich hierher gezogen. Sie arbeitet bei der neuen Computerfirma in diesem grässlichen Gebäude im Norden der Stadt.«

»Aha.« Es ist eine Software-Firma. Das Gebäude hat viele runde gläserne Fronten, und in den Außenanlagen blühen immer irgendwelche Pflanzen. Mir gefällt es ganz gut. »Dann bist du also hier, weil du sie besuchst?«

»Das ist mein Vorwand. Eigentlich bin ich hier, weil ich mit dir reden wollte.« Sie umklammert ihren Stock. »Ich muss wissen, was damals passiert ist.«

»Mit Jack?« Plötzlich fühlt sich meine Brust heiß und wie zugeschnürt an. »Er hatte vor zwei Jahren einen Schlaganfall.« Ich spüre den Verlust noch immer wie einen körperlichen Schmerz – als hätte ich einen Arm und ein Bein und die Hälfte meiner wichtigsten Organe verloren.

»Ich weiß, ich weiß. Es hat mir leidgetan, als ich das gehört habe. Mein aufrichtiges Beileid. Aber das hatte ich nicht gemeint.« Immerhin hat sie den Anstand, etwas verlegen zu wirken. »Ich meinte früher. Was ist zwischen dir und Jack in Frankreich passiert? Ich muss das ganz genau wissen.«

Ich runzle die Brauen. »Verzeih, aber nach so langer Zeit spielt das doch gewiss keine Rolle mehr.«

Kats Kinn hebt sich gebieterisch. Einen Moment lang sieht sie aus wie ein Porträt von Ludwig XVI., auf dem er einen dieser Röcke mit einem engen Kragen trägt. »Es hat immer eine Rolle gespielt.«

Olala. Ich schlage die Beine übereinander, entfalte sie wieder. »Manchmal ist es am besten, die Vergangenheit auf sich beruhen zu lassen.« Ich merke, dass der Satz so nicht ganz stimmt. »Manchmal muss man ...« Wie übersetzt man *passer l'éponge*? »Schwamm drüber. Vergeben und vergessen.«

»Ach, vergeben habe ich, zumindest Jack.«

Et moi?

»Ich habe versucht, auch dir zu vergeben«, fährt sie fort, wobei ich mir nicht sicher bin, ob ich diese Frage nun gedacht oder tatsächlich laut gestellt habe. Je älter ich werde, desto öfter passiert mir so etwas. »Zumindest so weit wie möglich, bei dem wenigen, was ich darüber weiß. Jack habe ich sofort vergeben, um nicht verbittert zu werden. Und das bin ich tatsächlich nicht geworden.« Wieder reckt sie das Kinn in die Höhe, und in ihren Augen blitzt eine Kampfansage auf. »Ich hatte ein sehr schönes Leben.«

»Da bin ich aber froh.« Und das stimmt tatsächlich. Ich hatte immer heftige Schuldgefühle, wenn ich an die Folgen dachte, die mein Tun für sie gehabt hatte. »Ich habe erfahren, dass du geheiratet hast.«

»Oh ja. Einen wundervollen reichen Mann, der mich angebetet hat. Ich habe vier Kinder, neun Enkel, achtzehn Urenkel und zwei Ururenkel.«

»Welch ein Reichtum.«

»Ja.« Sie streift einen unsichtbaren Fussel von ihrem marineblauen Rock. »Ich habe meinen Mann in Dallas kennengelernt, kurz nachdem ich aus Wedding Tree weggezogen war. Ich bin wirklich reich gesegnet. Aber es gibt noch einen Punkt auf meiner Liste von Dingen, die ich vor meinem Lebensende noch regeln will. Du und Jack ... Das ist das Einzige in meinem Leben,

was ich nie verstanden habe. Und ...« Sie hält inne. »Ich habe nicht mehr viel Zeit.«

Ich lächle. »In unserem Alter geht das allen so.«

»Ja, aber ich weiß genau, wie wenig Zeit mir noch bleibt«, erwidert sie. »Weißt du, ich hatte vor Jahren Krebs, und jetzt ... na ja, jetzt ist er wieder da, und diesmal kann man ihn nicht mehr behandeln. Mir bleibt vielleicht noch ein halbes Jahr, wahrscheinlich sogar weniger.«

Ich runzle die Stirn und muss den Drang unterdrücken, mich zu bekreuzigen. »Das tut mir wirklich schrecklich leid.«

Sie winkt ab. »Es gibt mir einen gewissen Rahmen. Ich kann mir sehr genau überlegen, wie ich diese Zeit verbringen will.«

»Und da hast du dir überlegt, dass du etwas Zeit mit mir verbringen willst?« Ich fürchte, ich klinge ein wenig ungläubig. Ich an ihrer Stelle hätte mir in dieser Lage garantiert nicht meine Gesellschaft ausgesucht.

Sie nickt nur kurz und brüsk. »Ich habe einfach nie verstanden, wie ich mich in Jack so irren konnte. Ich bin zusammen mit ihm aufgewachsen, und ... na ja, ich habe ihn immer für einen anständigen Kerl gehalten.«

Ich betrachte meinen Ehering. Der Reif ist auf der Innenseite so dünn, dass er kaum noch hält. »Das war er auch.«

»Er hat sein Versprechen gebrochen und mich sitzen lassen.«

»Das war eigentlich nicht seine Schuld.«

»Ach, ich weiß schon, wer die größte Schuld daran hat.« Bei der Feindseligkeit in ihrer Stimme bekomme ich eine Gänsehaut. »Aber trotzdem ...«, fährt sie fort. »Ich war mir so sicher, dass Jack ...«

Ihre Stimme ist so leise geworden, dass ich sie nicht verstehe. Ich beuge mich vor und fasse mir ans Ohr. »Wie bitte?«

Sie schließt die Augen. Ihre Miene wirkt gequält. Mit brüchiger Stimme, die mir einen Stich ins Herz versetzt, sagt sie: »Ich dachte, dass er mich liebt.«

»Oh, das hat er auch getan«, erwidere ich rasch.

»Offensichtlich nicht stark genug, sonst wäre er nicht deinen ... Reizen erlegen.«

Die Pause in ihrer Feststellung wäre lustig gewesen, wenn sie nicht so weh getan hätte. Mir war immer klar, dass Kat eine große Schönheit war, während ich – nun ja, niemand hätte mich je so beschrieben. »Ich habe ihm eigentlich keine Wahl gelassen«, erwidere ich.

»Verführung ist keine Entschuldigung für Untreue – es sei denn, du hast ihn unter Drogen gesetzt und gefesselt.«

Ich bin verblüfft und amüsiert zugleich, bemühe mich aber darum, diese Reaktion zu verbergen. »Ach nein?«, frage ich.

»Nein. Verführung ist nur ein Versuch, eine Versuchung. Wahre Liebe widersteht so einem Versuch.«

Ihre Vorstellung von wahrer Liebe – so naiv, so albern, so ... amerikanisch! Unwillkürlich muss ich darüber lächeln.

»Darin kann ich nichts Komisches entdecken.« Ihre Stimme klingt wie Nadeln, spitz und scharf.

»Nein, nein, natürlich nicht. Es ist nur so ... Kat, es herrschte Krieg, damals war nichts einfach nur schwarz oder weiß.«

Sie tut meine Bemerkung mit einer abschätzigen Handbewegung ab. »Es gibt keine Entschuldigungen.«

Bei dieser Einstellung wird nichts, was ich sage, ihre Meinung ändern. »Nun denn – warum bist du hier?«

»Um die ganze ungeschminkte Wahrheit zu erfahren. Mein Hospizbegleiter ist sehr hilfreich. Und dabei ist er ausgerechnet Jude.« Sie beugt sich ein wenig vor. »Weißt du, Amélie, in deinem Alter solltest du vielleicht auch daran denken, dir so eine Beratung zu holen.«

Das halte ich für einen – wie sagt man gleich noch mal? – Seitenhieb, aber ganz sicher bin ich mir nicht. »Ich glaube nicht, dass man einen Hospizbegleiter bekommt, wenn man nicht krank ist«, sage ich leise und frage mich, ob Kat wohl auch unter irgendeiner Form von Altersdemenz leidet.

Sie zuckt die Schultern. »Krank, alt – das ist doch alles ein und dasselbe. Egal – Jacob hat vorgeschlagen, dass ich tun soll, was ich tun muss, um Frieden mit der Vergangenheit zu schließen. Und da ist mir klar geworden, dass ich mit dir reden und endlich die Wahrheit erfahren muss. Was ist damals wirklich geschehen?«

Die Wahrheit. Mon Dieu, was für eine erschreckende Vorstellung. Ich spüre, wie mein Herz beginnt, gegen die Rippen zu pochen. »Was hat Jack dir denn erzählt?«, frage ich und versuche, so ein wenig Zeit zu gewinnen.

»Sehr wenig. Irgendwas in der Richtung, dass du ihn austrickst hast, aber das habe ich natürlich nicht akzeptieren können.«

»Du hättest ihm glauben sollen«, sage ich.

Zum ersten Mal, seit sie sich gesetzt hat, sieht sie mir direkt in die Augen. »Aber wie hast du das angestellt? Ich muss unbedingt wissen, was passiert ist. Ich will die ganze Geschichte erfahren, damit ich endlich loslassen und in Frieden sterben kann.«

»Wie kommst du darauf, dass es dir Frieden schenken wird? Viel wahrscheinlicher wirst du dich schrecklich darüber ärgern.«

»Sag es mir einfach. Bitte. Meiner unsterblichen Seele zuliebe.«

Ach du meine Güte. Wie kann man eine solche Bitte ablehnen? Mir stockt der Atem.

»Ich muss wissen, was du getan hast, damit ich dir vergeben kann«, sagt sie. »Dabei geht es nicht um dich – offen gestanden bist du mir ziemlich gleichgültig –, sondern um mich. So wie ich das sehe, vergibt Gott uns nur, wenn wir unseren Mitmenschen vergeben.« Sie legt eine kurze Pause ein. »Ich muss erfahren, was du getan hast.«

Ich hatte immer gedacht, dass die Geheimnisse der ersten Zeit zwischen Jack und mir mit mir begraben werden würden. Die Vorstellung, sie alle ans Tageslicht zu befördern, ein Licht auf das scheinen zu lassen, was ich so mühsam verdrängt habe, bringt mein Herz dazu, gleichzeitig zu rasen und zu stocken – auch wenn mir klar ist, dass das medizinisch betrachtet unmöglich ist. »Ich möchte nicht unhöflich sein, aber diese Angelegenheit geht nur Jack und mich etwas an, nicht dich.«

»Sie geht mich nichts an? Ist das dein Ernst?« Plötzlich wird sie zu einer Löwin. Mit wutverzerrtem Gesicht und weit aufgerissem Mund brüllt sie so laut, dass wahrscheinlich gleich eine

Pflegekraft herbeieilen wird. »Du hast mir mein Leben gestohlen!« Bei jedem Wort knallt sie zur Verstärkung ihren Stock auf den Boden.

Auf meiner Oberlippe bilden sich Schweißperlen, während mein Mund sich anfühlt, als wäre er mit Watte ausgestopft. »Du – du hast doch gesagt, dass du ein sehr schönes Leben gehabt hast. Dass du einen wunderbaren Mann geheiratet hast ...«

»Das habe ich auch. Er war reich, attraktiv, erfolgreich, liebenswürdig. Aber ...«

Sie legt eine winzig kleine Pause ein. Ich weiß genau, was nun kommt. Und tatsächlich, auch wenn diese Worte nur noch geflüstert sind und die Löwin zu einem verwundeten Lamm geworden ist: »... er war nicht Jack.«

Nein, natürlich war er das nicht. Keiner war wie Jack. »Ich ...« Eigentlich wollte ich sagen, dass es mir leidtut, aber was würde das helfen? Eine Entschuldigung würde nichts zurückbringen, würde ihr nichts geben. Und mir würde sie nicht aus dem Herzen kommen. Ich hätte auf keinen einzigen Moment mit diesem wundervollen Mann verzichten wollen.

»Bitte!«, fleht sie.

Ich mustere sie und versuche, sie objektiv zu sehen, so, wie Jack das immer bei seinen Patienten gemacht hat. Er hat immer versucht, Vermutungen und Urteile beiseitezuschieben und die Person vor sich klar zu sehen. Ich sehe eine alte Frau, die versucht, eine für sie wesentliche, für ihr Leben entscheidende Wahrheit zu erforschen. Ach, merde.

»Die Wahrheit wird dir wahrscheinlich nicht den Frieden schenken, um den es dir geht«, warne ich sie abermals.

Wahrscheinlich ist Frieden das Letzte, was sie ihr schenken wird, denke ich. Wie kann sie mir vergeben, sobald sie das volle Ausmaß meines Betrugs erfahren hat?

Wie kann ich mir selbst vergeben? Ich hatte gehofft, zu sterben, ohne diesen Keller meiner Vergangenheit umgraben zu müssen und all die Leichen, die Skelette von Schuldgefühl und Beschämung und Schmerz ans Tageslicht zu befördern: Scham

und Schmerz, die ich selbst durchlebt habe, aber schlimmer noch, die ich anderen zugefügt habe, auch wenn ich das nicht wollte.

Dennoch – mit welcher Begründung kann ich ihr vorenthalten, was sie wissen will, abgesehen von reinem Selbstschutz? Elise ist tot, sie muss ich nicht mehr beschützen. Ich habe den größten Schrecken des Alters durchlebt – älter zu werden als mein Kind.

»Ich weiß nicht einmal, wo du Jack getroffen hast«, sagt Kat.

Das kann ich ihr gern sagen, ohne dass es mich große Mühe kostet. »In einer Kirche«, erwidere ich. Es war in der Église Saint-Médard auf der Rue Mouffetard im fünften Arrondissement, auch wenn Jack und ich uns dort noch nicht richtig kennengelernt haben. Es war eher eine zufällige Begegnung.

»Ich bin vor dem Altar gekniet, oder vielmehr gekauert, und habe den Kopf auf die Brüstung gelegt, als Jack in den Beichtstuhl trat. Er hat mich nicht gesehen, und ich habe den Kopf nicht gehoben, um ihn anzuschauen.«

»Moment mal.« Kat hebt die Hand wie ein Verkehrspolizist. »Jack hat gebeichtet? Aber er war doch Baptist.«

Ich nicke. »Er hat es im Auftrag eines anderen getan.«

Kat braucht eine Weile, um diese Nachricht zu verarbeiten. Schließlich fragt sie: »Und du? Warst du auch zum Beichten dort?«

»Nein. Ich war da, weil ich verzweifelt war.« Ich war damals so hoffnungslos und verzweifelt, dass ich nicht mehr ein noch aus wusste.

Als ich daran denke, wabern die Erinnerungen an mir vorbei wie Nebelschwaden und verdichten sich wie solche. »Ich war – wie sagt man das? – am Boden zerstört. Mein Herz war gebrochen, und ich – ich war einfach völlig zerbrochen. Ich brauchte ein Wunder.«

»Warum? Was war denn passiert?«

»Sehr viel. Sehr, sehr viel.« Der Nebel wird immer dichter, er verschmilzt zu etwas, was eine Form und ein Gewicht hat.

»Ich meine, mit Jack. Du hast gesagt, er hat gebeichtet.«

Sie will nichts von mir wissen, sondern nur von Jack. Natürlich. »Ja. Er war in den Beichtstuhl getreten, und ich habe gehört, wie er mit dem Priester gesprochen hat. Sein Französisch war ziemlich gut, musst du wissen. Und was er gesagt hat – nun, ich konnte nicht anders, als zuzuhören.«

»Was hat er denn gesagt?«

»Er hat erklärt, dass er bei einer Feldlazaretteinheit in der Normandie war, die der Ersten Armee auf ihrem Marsch durch Frankreich gefolgt ist.«

»Ja, ja. Das hat er mir geschrieben.«

»Er sagte, dass er und ein junger Sanitäter einem verwundeten Infanteriesoldaten aus einem Jeep halfen, als ein einsamer deutscher Soldat völlig benommen und vielleicht auch verwundet in den Lazarettbereich taumelte. Der Mann hatte ein Maschinengewehr, das er auf sie richtete. Der Sanitäter war ebenfalls bewaffnet, und er wusste, dass Jack keine Waffe bei sich trug. Deshalb schob er Jack beiseite und erschoss den Soldaten.«

Ich weiß noch genau, wie Jacks Stimme brüchig wurde, als er dem Priester das erzählte. Selbst jetzt schnürt sich mir dabei die Kehle zu.

»Der Sanitäter hat Jack das Leben gerettet, aber dabei ist er von mehreren Schüssen in die Brust getroffen worden. Als er im Sterben lag, hat er Jack gebeten, einen Priester zu holen, denn er wollte beichten. Doch dazu gab es keine Zeit mehr. Jack hat ihm gesagt, dass er ihm beichten sollte, er würde die Beichte später einem Priester übermitteln. Deshalb war Jack an jenem Tag in der Kirche – um als Stellvertreter des Sanitäters zu beichten.«

»Können Katholiken das denn tun?«, fragt Kat.

Welch lächerliche Details die Aufmerksamkeit dieser Frau erregen. Aber schließlich kennt sie sich in solchen Dingen nicht aus, sie ist wie Jack im baptistischen Glauben erzogen worden. »Nein, und das hat der Priester Jack dann auch erklärt. ›Aber ich habe es ihm doch versprochen«, meinte Jack. ›Und deshalb werde ich Ihnen jetzt seine Beichte auch übermitteln.«

»Und – hat er?«

»Ja. Jack erzählte, dass der Sanitäter nach der Landung der Alliierten – dem Tag, der heute allgemein als D-Day bekannt ist – von seiner Einheit getrennt worden war. Eine junge Französin hatte ihn ein paar Wochen vor den Deutschen versteckt und ihm geholfen, zu der amerikanischen Lazaretteinheit vorzustoßen. Er befürchtete, dass er sie damals geschwängert hatte. Doch er liebte sie und hatte vor, zurückzukehren und sie zu heiraten.

Der Priester sagte schließlich, dass er für die Seele des jungen Mannes beten würde, und fragte Jack nach dessen Namen.

»Er hieß Doug Claiborne und kam aus Whitefish, Montana«, erwiderte Jack.

Dann fragte der Priester Jack, ob er den Namen des Mädchens kenne oder wisse, woher sie stammte.

»Nein«, erwiderte Jack. »Der Sanitäter rang um seinen letzten Atemzug, als er mir das erzählte. Doch er meinte, er habe einen Zettel mit ihrer Adresse in seiner Rocktasche. Als ich nachsah, fand ich nur ein Loch an der Stelle, an der diese Tasche sich befunden hatte.«

»Dann können Sie nichts mehr tun«, sagte der Priester.«

Ich schließe die Augen und sehe die düstere Kirche vor mir. Ich kann die Holzpolitur auf der Altarbrüstung riechen und sehe die flackernden Opferkerzen vor meinem inneren Auge.

»Es war falsch von mir, das zu tun, aber als ich Jack und den Priester reden hörte und ihre Stimmen immer leiser wurden, schlich ich näher, um besser hören zu können. Vor dem Beichtstuhl stand etwas, was wie eine Arzttasche aussah, versehen mit einem Metalletikett. Ich drehte das Etikett um und las seinen Namen: Dr. Jack O'Connor.

»Und du, mein Sohn?«, fragte der Priester. »Hast du etwas zu beichten?«

»Nur, dass ich es nicht verdient habe, am Leben zu sein«, erwiderte Jack. »Ein Mann hat sein Leben für mich geopfert.«

»Offenbar war Gott anderer Meinung. Kehrst du denn bald heim?«

»Nein, ich bin im Lazarett der 365. Armee stationiert, hier in Paris.

Früher befand sich dort das amerikanische Krankenhaus. Ich werde wohl noch einige Monate, vielleicht auch länger, hierbleiben.«

»Aha«, erwiderte der Priester. »Nun, dann werde ich für dich beten.«

Ich öffne die Augen und merke, dass Kat mich mit gerunzelter Stirn betrachtet. Bis dahin war mir nicht klar, dass ich die Augen geschlossen hatte. »In diesem Moment fasste ich einen Plan.«

Kats Brauen heben sich. »Einen Plan?«

»Ja. Aber um das zu verstehen, musst du wissen, wie das Leben im Krieg für mich war.«

Kat winkt wieder geringschätzig ab. »Deine Leiden interessieren mich nicht. Hast du dich denn in all den Jahren für meine interessiert?«

»Nicht in dem Maße, wie ich es hätte tun sollen.« Ich habe den Eindruck, dass sie mir im Grunde gar nicht vergeben will. Sie will mich nur nicht ungeschoren davonkommen lassen – vom Haken lassen, wie man so sagt. Doch ich zügeln meinen Ärger und zwingen mich, sie wieder so zu betrachten, wie es Jack getan hätte – möglichst objektiv, ohne Vorurteile oder Gefühle.

Sacré cœur. Sie ist eine alte Frau, die bald sterben wird. Ich sehe ein, dass ich ihr ihren Wunsch erfüllen muss. Aber zuvor müssen wir uns auf ein paar Dinge einigen.

»Manche Handlungen sind nur dann verständlich, wenn man den Grund dafür kennt. Wenn ich dir diese Geschichte wirklich erzählen soll – die ganze hässliche Wahrheit –, geht das nur, wenn ich sie in meinem eigenen Tempo und auf meine Weise erzähle. Entweder ich erzähle sie dir, ohne dass du mich unterbrichst oder mir irgendwelche Fragen stellst, oder ich lasse es bleiben.«

Sie nickt wortlos, mit verkniffenen Lippen.

»Es könnte eine Weile dauern«, warne ich sie.

Sie zuckt die Schultern, steif, wie sie es vorhin schon einmal getan hat. »Ich habe nichts mehr zu tun, als diese Geschichte zu erfahren, und dann zu sterben.«

Und ich habe nichts zu tun, als diese Geschichte zu erzählen. Ich seufze, hole tief Luft und lege los.

2

Amélie, 1. September 1939

Für mich begann der Krieg mit dem Kampf um den Reißverschluss.

An jenem Freitagnachmittag war ich mit meiner Mutter bei der Schneiderin. Wir suchten Stoffe und Besatz für neue Winterkleider aus. In Mme Depards Schneiderei duftete es immer nach Lavendel und Gesichtspuder, vermengt mit dem scharfen Geruch von Färbemitteln. Diese Mischung erfüllte mich stets mit einer schwebenden Hoffnung – dass die Schneider ein perfektes Kleid für mich zaubern würden, das mich von einem viel zu dünnen jungen Mädchen in eine schöne, selbstbewusste, vollbusige Frau verwandeln würde. Der Geruch war ein schwülstiges Versprechen.

Aber ich reagierte auch allergisch darauf – meine Augen begannen zu jucken und zu tränen.

Es war in der ersten Woche nach den Sommerferien, und ich trug meine Schuluniform: eine gestärkte weiße Bluse mit rundem Kragen, ein marineblaues, formloses Trägerkleid und flache Schnürschuhe. Ich war sechzehn und natürlich aufgeregt bei der Aussicht auf ein neues Kleid. Maman und ich hatten grünen Wolljersey ausgesucht, und ich hatte Maman schließlich zu einer taillierten Passform mit Gürtel überredet. In so einem Kleid würde ich richtig erwachsen wirken. Zudem hatte Maman mir vor Kurzem erlaubt, bei speziellen Anlässen Schuhe mit Absätzen und Strümpfe zu tragen.

Maman wollte Knöpfe für den Rücken aussuchen, aber ich wollte unbedingt einen Reißverschluss. Alle schicken Studentinnen im Quartier Latin trugen Kleider mit Reißverschlüssen. Ich besuchte noch das Lyzeum und sah zu ihnen auf. Maman fand, dass Reißverschlüsse billig wirkten, und sie waren tatsächlich bil-

liger als Knöpfe, da sie leichter anzubringen waren. Deshalb galten Reißverschlüsse als Zeichen von Massenware.

Papa war Professor. Für Maman galten daher Kleider von der Stange als unter unserer Würde. Natürlich trugen wir keine Haute Couture, aber laut Maman wäre es eine Beleidigung für Papas Status gewesen, wenn wir keine maßgefertigten Kleider getragen hätten.

»Nur Leute, die sich nichts Besseres leisten können, tragen Reißverschlüsse«, belehrte sie mich.

»Filmstars können sich bestimmt etwas Besseres leisten«, widersprach ich. Meine beste Freundin Yvette und ich waren begeistert von Filmen, vor allem amerikanischen Filmen. Mein Vater behauptete, dass die französischen Filme besser seien – viel tiefsinniger und künstlerischer. Frankreich sei der Geburtsort von le cinéma, sagte er, und in Frankreich würde immer noch die Filmhauptstadt der Welt stehen, wenn der Große Krieg die Industrie nicht beschädigt hätte, wie er es mit ganz Frankreich getan hatte.

Mein Vater und eigentlich alle Erwachsenen, die ich kannte, redeten endlos darüber, wie Frankreich »vorher« gewesen war. Ich wusste nichts von »vorher«, weil ich »danach« geboren worden war. Doch seit ich lebte, wurde täglich vom Krieg geredet. Wie Brot wurde das Thema bei jeder Mahlzeit und jeder Gesellschaft aufgetischt. Wenn die Erwachsenen nicht über einen drohenden nächsten Krieg redeten, dann käuten sie die Ereignisse des Großen Krieges wieder und immer wieder.

Selbst die französischen Filme handelten vom Krieg. Die Regierung bestand darauf, dass mindestens ein französischer Film für sieben amerikanische Filme in den Kinos lief. Damit sollte die französische Filmindustrie wieder auf die Füße kommen. Yvette und mir waren die unbeschwerten Hollywoodfilme tausendmal lieber als die düsteren, grimmigen, kriegsbezogenen Filme in unserer Sprache. Wenn in den Nachrichtensendungen deutsche Soldaten im Gleichschritt marschierten, war das für unseren Geschmack mehr als genug militärisches Drama.

»Katherine Hepburn trägt Reißverschlüsse«, erklärte ich meiner Mutter.

»Na und? Wenn Katherine Hepburn eine Kloschüssel als Hut tragen würde, würdest du das dann auch tun?«, fragte Maman.

Wir stritten uns in einer hinteren Ecke der Schneiderei, als Mme Avant mit tropfendem Regenschirm und hochrotem Gesicht hereinstürmte. Ihre Brust, die groß und rund war wie die einer Taube, hob und senkte sich heftig. Alle wandten sich ihr zu.

»Die Deutschen greifen Polen an!«, verkündete sie.

Alle Frauen in dem Geschäft erstarrten. Maman wurde kreidebleich. »Oh nein«, murmelte sie und presste die Hand aufs Herz. »Meine Jungs!« Sie stützte sich an einem Schaukasten ab.

Meine Brüder waren siebzehn und achtzehn, und sie konnten es seit einer gefühlten Ewigkeit kaum erwarten, in die französische Armee einzutreten. Maman hatte darauf bestanden, dass sie warteten, bis sie eingezogen wurden. Pierre, der ältere, gab ihr immer zu bedenken, dass die Männer, die freiwillig eintraten, die besten Posten bekamen. Papa meinte, sie müssten auf alle Fälle Wehrdienst leisten, aber bislang hatte Maman sich durchgesetzt.

Ich hatte Gespräche über Krieg und Politik zum großen Teil ausgeblendet, aber bei den jüngsten Ereignissen war mir das nicht mehr gelungen. Erst in der vergangenen Woche hatte Deutschland einen Nichtangriffspakt mit Russland unterzeichnet, woraufhin Frankreich und Großbritannien einen Pakt zur Verteidigung von Polen geschlossen hatten.

In der Schule hatte meine Freundin Lisette, deren Vater im Louvre arbeitete, berichtet, dass das Museum Gemälde und Skulpturen einpackte, um sie wegzuschaffen und auf dem Land zu verstecken. Ihr Vater habe persönlich dabei geholfen, die Venus von Milo in einer Kiste zu verstauen.

In der Luft lag bleiern und schwer das Gefühl, dass bald etwas Schlimmes passieren würde, bedrohlich wie eine schwarze Wolke, aus der sich ein Schneesturm entladen würde.

»Heißt das, dass wir uns jetzt im Krieg befinden?«, fragte ich.

»Jetzt noch nicht, aber sicher sehr bald«, erwiderte Mme Avant.

»Wir müssen sofort heim.« Maman richtete sich auf und griff zu ihrer Handtasche. »Komm.«

»Und was ist mit unseren Kleidern?«, fragte ich.

»Darum kümmern wir uns später.« Sie wandte sich an die Verkäuferin, die den Stoff an den Besatz und die Knöpfe hielt. »Das verstehen Sie doch sicher.«

»Bien sûr«, murmelte diese mit gesenktem Kopf. »Ich lege den Stoff für Sie beiseite.«

Maman bedankte sich leise und umklammerte auf dem ganzen Heimweg meinen Ellbogen. Wir wohnten in einem schmalen dreistöckigen Stadthaus, eine Seltenheit im Quartier Latin, wo fast jeder in einer Wohnung lebte. Das Haus gehörte seit etlichen Generationen der Familie meines Vaters, und erst letztes Jahr hatte Papa einen Großteil seiner Ersparnisse darauf verwendet, das Fundament zu verstärken und Bad und Küche zu modernisieren.

Yvette hatte mich aus ihrer Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite wohl beobachtet, weil sie gleich nach unserer Ankunft an der Tür klopfte. »Hast du es gehört?«, flüsterte sie.

»Ja«, erwiderte ich.

Wir waren aufgeregt. Wir wussten, dass es schrecklich war, aber wir waren in vieler Hinsicht noch Kinder und hatten nun das Gefühl, am Rand eines großen Abenteuers zu stehen. Trotz allem, was die Menschen um uns herum sagten, kam uns der Krieg wahnsinnig aufregend und schillernd vor. All diese Männer in all diesen stattlichen Uniformen, so tapfer, so attraktiv, so bereit zur Liebe!

Maman schaltete das Radio an. An diesem Abend kam keine Musik, es wurde nur endlos geredet.

»Wir müssen uns eine Frisur ausdenken, die uns älter aussehen lässt«, flüsterte Yvette mir zu.

Wir verschwanden in meinem Zimmer, stellten uns vor den

Spiegel meines Schrankes und steckten uns gegenseitig die Haare hoch. Yvette und ich waren wie Schwestern; unsere Eltern waren eng befreundet, und wir kannten uns unser ganzes Leben lang.

Doch obgleich wir uns wie Schwestern fühlten, hätten wir nicht unähnlicher aussehen können. Yvette hatte blondes Haar und blaue Augen, und ihre Wangen und Lippen waren stets rosig, als wäre sie gerade aus der Kälte gekommen. Auch ihr Wesen war farbenfroh und munter. Ich hingegen war klein und dünn. Meine Haare waren dunkelbraun, meine Augen hellbraun.

»Oh, diese Yvette, das wird mal eine wahre Herzensbrecherin«, pflegten die Leute zu sagen. Über mich verlor kaum jemand ein Wort. Ich verschmolz immer mit dem Hintergrund, was mir nichts ausmachte. Yvette bei ihren Plänen und Streichen zu unterstützen, war mir lieber, als selbst welche auszuhecken. Ich war introvertiert und beschäftigte mich am liebsten mit Lesen und Schönschrift. Ich hätte mein ganzes Leben damit verbringen können, mit einem Stapel Bücher in einer Ecke zu sitzen oder bewaffnet mit einem Bleistift exotische Schriftzüge aus Zeitschriften oder von Filmplakaten zu kopieren, während Yvette ständig auf der Suche nach neuen Abenteuern war.

Yvette ging, als Maman mich bat, ihr bei der Zubereitung des Abendessens zu helfen. Es gab geschmortes Huhn mit neuen Kartoffel und Karotten. Papa kam zur gewohnten Zeit nach Hause. Er wirkte sehr grimmig. Normalerweise begleiteten ihn meine Brüder von der Universität nach Hause.

»Wo sind Pierre und Thomas?«, fragte Maman.

Mein Vater hängte wortlos den Hut auf.

»Non«, ächzte Maman. Ihre Stimme klang wie im Gebet. Sie stürzte sich auf Papa und klammerte sich an die Aufschläge seines Mantels. »Du musst sie aufhalten!«

»Es sind Männer, Marie.«

»Thomas nicht«, widersprach Maman. »Er ist noch ein Junge.«

»Mit siebzehn kann man in die Armee eintreten. Im Übrigen wird er in zwei Monaten achtzehn. Dann wird er eingezogen, wenn er jetzt nicht mit Pierre eintritt.«

Maman ließ die Hände fallen. »Trotzdem – es hätte ihm ein bisschen Zeit verschafft.«

Mein Vater lockerte seine Krawatte und seufzte. »Marie, es ist wichtig, dass er diese Entscheidung selbst fällt.«

»Er ist zu jung, um solche Entscheidungen zu fällen.«

»Womöglich ist das seine letzte freie Entscheidung in einer sehr langen Zeit.« Er zog den Mantel aus. »Die beiden tun etwas Ehrenhaftes, und wenn sie Glück haben, können sie zusammen dienen und einander im Auge behalten. Du darfst ihnen keine Vorwürfe machen.«

Meine Mutter kehrte meinem Vater den Rücken zu und weigerte sich, weiter mit ihm zu reden. Mit abgehackten, schroffen Bewegungen hantierte sie in der Küche herum und klapperte mit Topfdeckeln und Pfannen.

Meine Brüder kamen an jenem Abend nicht rechtzeitig zum Essen nach Hause. Vater und ich aßen ohne sie, Mutter aß nichts. Sie saß zwar bei uns am Tisch, schob jedoch ihr Essen nur auf dem Teller herum.

Als wir den Tisch abräumten, kehrten meine Brüder heim.

»Nun?«, fragte mein Vater.

Pierres Rücken war straff, sein Kinn nach vorn gereckt, als wappne er sich für einen Kampf. Auch Thomas stand aufrecht neben ihm wie ein Soldat, der auf seine Befehle wartet. »Wir sind in die Armee eingetreten.«

Meine Mutter fing an zu weinen. Ich glaube, auch meinem Vater traten Tränen in die Augen, doch er stand auf und umarmte erst Pierre, dann Thomas so rasch, dass man nicht sagen konnte, ob er weinte.

Sie setzten sich an den Tisch, und Papa schenkte ihnen Wein ein.

»Bekommt ihr eine Uniform?«, wollte ich wissen.

»Ja«, antwortete Thomas.

»Und Waffen?«

Meine Mutter legte die Hand auf den Mund und wimmerte.

»Amélie!«, rügte mich mein Vater.

»Was ist denn? Ich wollte nur wissen, ob sie ausgerüstet sein werden, um sich zu verteidigen.«

»Na klar, Kleine.« Thomas zerzauste mir die Haare. Normalerweise hasste ich das, aber heute Abend machte es mir nicht so viel aus. Vielleicht war es seine plötzlich so aufrechte Gestalt, die ihn größer wirken ließ als sonst. »Wir werden bestens gerüstet sein, um Frankreich zu verteidigen.«

Pierre erhob sein Glas. »Vive la France!«

Papa, Thomas und ich hoben ebenfalls unsere Gläser und riefen: »Vive la France!«

Papa winkte Maman zu. »Komm her, Marie, du musst mit uns anstoßen.« Er schenkte ihr etwas Wein ein. Als sie das Glas hob, zitterte ihre Hand.

»Vive la France!«, riefen wir abermals aus voller Kehle.

Bis auf Maman. Ich hörte es ganz deutlich, auch wenn sie es nur halblaut sagte: »Vive mes fils.« Mögen meine Söhne am Leben bleiben.

3

Amélie, 3. September bis 29. Oktober 1939

Zwei Tage später war es offiziell: Frankreich erklärte Deutschland zusammen mit unserem Verbündeten Großbritannien den Krieg.

Meine Brüder wurden noch in derselben Woche in ein Ausbildungslager geschickt. Es waren nicht die einzigen. Plötzlich schien es, als habe jeder Pariser Bürger unter fünfunddreißig die Stadt verlassen. Yvette und ich waren zutiefst enttäuscht. Wir hatten uns vorgestellt, wie französische Soldaten die Straßen von Paris bevölkerten, in Cafés aßen und in den Nachtclubs, in die wir uns heimlich schleichen wollten, tranken und tanzten. Wir hatten uns nicht vorgestellt, dass alle weggehen würden.

Auch die meisten Briten und Amerikaner verließen Paris. In jenen ersten Tagen waren die Straßen menschenleer. Doch dann strömten plötzlich Fremde aus anderen Ländern in die Stadt – aus Russland, der Ukraine, Belgien und Gott weiß woher. Viele waren schäbig gekleidet, manche schienen keine Wohnung zu haben. Französische Polizisten fingen an, die Leute aufzuhalten und ihre Ausweise zu überprüfen. Wozu sie das taten, habe ich nie herausbekommen.

Ich weiß nicht mehr, ob wir keine Schule hatten oder ob unsere Mütter uns einfach nicht in die Schule schickten. Mein Vater bestand darauf, Yvette und mir weiter Deutsch- und Englischunterricht zu erteilen, wie er es seit etlichen Jahren tat. Doch Yvettes Vater, ein Professor für Ingenieurwesen, arbeitete an einem geheimen Regierungsprojekt und konnte uns deshalb nicht wie üblich in höherer Mathematik unterrichten.

Ich war erleichtert. Ich hasste Geometrie, Algebra und Analysis. Papa pflegte zu sagen, Wissen ist Gold, das einem niemand wegnehmen kann; dass ich mit Freuden alles nehmen sollte, was

ich bekäme, und dass man nie wisse, wann man so etwas brauchen könne. Yvette und ich meinten immer scherzhaft, dass wir uns die Handgelenke aufschlitzen würden, wenn unser Leben je so öde würde, dass wir Mathematik brauchten.

Die Stimmung in der Stadt war gespannt wie ein Drahtseil. Alle gierten nach Informationen. Die Zeitungen waren, kurz nachdem sie in den Kiosken landeten, ausverkauft. Wir hörten ständig Radio. Musik wurde kaum gespielt, meist kamen grim-mige Nachrichten über Deutschland, das Polen überrollte.

Die Zahlen, von denen gesprochen wurde, waren so gigantisch, dass sie keine richtige Bedeutung hatten. Wie sollte man sich eineinhalb Millionen deutsche Soldaten vorstellen? Wie sollte man sich vorstellen, wie Tausende von Panzern Hunderte von Kilometern durch die Dörfer rollten und alles zerquetschten, was sich ihnen in den Weg stellte? Wie konnte man begreifen, dass zehn-, zwanzig-, fünfzig-, hunderttausend Polen getötet wurden? Die Zahlen schwankten zwar, waren aber alle astronomisch hoch, und die Schätzungen stiegen stetig.

Am erschreckendsten waren die Geschichten über die deutsche Luftwaffe. Den Nachrichten zufolge verdunkelten plötzlich Schwärme von Flugzeugen den Himmel und bombardierten Zivilisten wie auch militärische Angriffsziele. Bahngleise, Brücken, Wasserwerke, sogar Schulen wurden von den grausamen Bombern ins Visier genommen. Straßen, auf denen sich fliehende Familien drängten, wurden systematisch dem Erdboden gleichgemacht. Deutsche Flugzeuge flogen plötzlich tief unter den Wolken heran, und es wurde mit Maschinengewehren auf Zivilisten geschossen – das sogenannte Terrorbombardement.

Für Yvette und mich war alles ein Terrorbombardement. Wie viel Terror kann man ertragen, bevor man die Ohren davor verschließt? Wir wollten bald nichts mehr davon hören. Gelegentlich schlichen wir uns davon – jede sagte zu Hause, sie wolle die Freundin besuchen –, und streiften durch das Quartier Latin. Wenn wir uns besonders mutig fühlten und unsere Eltern andere Sorgen hatten, taten wir das nach dem Abendessen. Eines Abends

gingen wir in einen Kellerklub. Es war ein winziger, karg möblierter Raum ohne Strom, dafür mit Kerzen, die in Weinflaschen steckten – eine richtige Studentenkneipe eben. Wir teilten uns ein Glas Wein und hörten einem Bariton in mittleren Jahren zu, der begleitet von einem scheppernden Klavier »Begin the Beguine« sang.

Die Musik weckte eine starke Sehnsucht in mir. »Wie schafft es eine Frau, solche Gefühle in einem Mann hervorzurufen?«, fragte ich meine Freundin.

»Sie zeigt ihm ihre Brüste«, erwiderte Yvette. Wir kicherten wie die Schulmädchen, die wir waren, doch gleichzeitig machte mich diese Antwort auch traurig, weil ich fürchtete, dass ein Körnchen Wahrheit darin steckte. Yvette hatte eine beeindruckende Oberweite, meine Brüste hingegen waren klein wie alles an mir.

»Und was ist, wenn man nicht viel Busen hat?«, fragte ich.

»Na ja, dann muss man wohl flirten. Mit den Augen, mit Berührungen, mit dem Körper. Abgesehen davon muss man die Männer faszinieren.«

»Wie soll das gehen?«

Yvette trank nachdenklich einen Schluck Wein. »Ich glaube, am besten macht man den Mann etwas verlegen. Wenn du es schaffst, ihn aus der Ruhe zu bringen, dann kannst du ihn erobern.«

Ein älterer Mann in einem abgewetzten Jackett beäugte Yvette von der Bar aus. Er war mir nicht ganz geheuer. Nachdem die meisten Studenten eingezogen worden waren, bestand das Klientel in den billigen Bars des Quartier vor allem aus Flüchtlingen in mittleren Jahren.

»Ich glaube, du hast gerade eine Eroberung gemacht.« Ich stupste sie an und wies mit dem Kopf Richtung Bar.

Sie drehte sich um. Der Mann grinste und zeigte dabei mehrere Zahnlücken.

»Merde«, flüsterte sie. »Hauen wir ab.«

Wir gingen zu mir nach Hause, weil Maman mit den Nerven

am Ende war und mich am liebsten ständig in ihrer Nähe gehabt hätte. Sie schlief kaum und füllte die vielen wachen Stunden mit hektischen Aktivitäten. Sie hortete Getreide, Hülsenfrüchte, Tee und Zucker sowie Gemüsekonserven, die sie im Laden kaufte. Früher hatte sie nur das Gemüse, das sie im Sommer in dem kleinen Garten hinter unserem Haus zog, eingemacht. Außerdem versah sie sämtliche Fenster mit grauenhaften Verdunkelungsvorhängen. Papa sagte, dass sie Geld ausgab wie ein betrunkenener Matrose auf Landgang. Maman sagte, Geld kann man nicht essen, wenn Lebensmittel knapp werden.

Papa ging noch immer jeden Tag in die Universität, doch in seinen Vorlesungen saß nur noch ein Achtel der Studenten, die sich ursprünglich eingeschrieben hatten. Ausländische Studenten hatten Paris verlassen, Studentinnen blieben zu Hause, und die jungen Franzosen hatten die Schulen verlassen und waren zum Militär gegangen. Gehetzten, besorgten Gesprächen zwischen meinen Eltern, die ich belauschte, entnahm ich, dass Papas Bezahlung in Übereinstimmung mit der schwindenden Studentenzahl gekürzt worden war.

Die Kriegsnachrichten wurden immer bedrohlicher und komplizierter. Am 17. September war Russland offenbar auf Hitlers Drängen hin in Polen einmarschiert. Wir warteten auf die Nachricht, dass die Briten und die Franzosen in den Kampf eintraten, doch nichts dergleichen geschah. Ganz Frankreich schien kollektiv den Atem anzuhalten.

Und plötzlich schien es vorbei zu sein. Am 1. Oktober, einen Monat nach Beginn der Invasion, ergab sich Polen den Deutschen. Die Deutschen machten keine Anstalten, in Frankreich einzumarschieren. Wir befanden uns zwar theoretisch immer noch im Krieg, aber nichts geschah, was sich auf das Leben in Paris ausgewirkt hätte.

Yvette und ich gingen wieder zur Schule, Maman und ich suchten die Schneiderei auf. Aber seit meine Brüder weg waren, war Maman so angespannt, dass ich es nicht über mich brachte, mit ihr wegen des Reißverschlusses zu streiten. Ich tat so, als

würden mir die mit Stoff bezogenen Knöpfe, die sie auswählte, gefallen.

Mitte Oktober machte Deutschland ein Friedensangebot, das zuerst von Großbritannien und dann von Frankreich abgelehnt wurde. Wie alles andere war auch dies ein heiß umstrittenes Thema. Manche fanden, dass unsere führenden Politiker dumm seien, wenn sie einen Friedensvertrag nicht annahmen, andere meinten, das Ganze sei nur eine deutsche List.

Die meisten Franzosen waren erleichtert, dass dieses Angebot gemacht worden war, und viele äußerten die Hoffnung, dass das bedeutete, Deutschland würde nicht bei uns einmarschieren. Unsere hervorragend befestigte Maginot-Linie an der Ostgrenze sei viel zu abschreckend, behaupteten die meisten. Die Deutschen hätten bestimmt gemerkt, dass Frankreich uneinnehmbar sei. Viele hofften, dass Frankreich und Großbritannien einen diplomatischen Frieden aushandeln würden und dass der Kriegszustand bald aufgehoben würde.

Die Tage zogen sich dahin, das Leben wurde wieder normal – oder bei uns zu Hause zumindest so normal wie möglich, ohne Pierre und Thomas. Das Haus wirkte riesig und einsam ohne sie. Immerhin ließen sie regelmäßig von sich hören. Sie waren an einer geheimen Stellung in den Alpen stationiert, die ein Teil der Maginot-Linie war. Mutter und ich strickten warme Socken und Fäustlinge für sie.

Yvette und ich waren rastlos. Als eines der forscheren Mädchen in unserer Schule einen Ausflug zu einem Jazzklub auf dem Montmartre vorschlug, waren wir sofort dabei. Wir würden uns allerdings hinter dem Rücken unserer Eltern davonschleichen müssen, die der altmodischen Ansicht waren, dass junge Mädchen sich nachts nicht ohne Begleitung herumtreiben sollten, und Montmartre war ein berüchtigtes Vergnügungsviertel. Deshalb sagten wir unseren Eltern, dass wir bei Lisette Schallplatten hören wollten.

Für Lisettes Eltern mussten wir uns etwas Besseres einfallen lassen. Ich fälschte einen Brief meiner Mutter, in dem sie Lisette

zu uns nach Hause einlud; Lisettes Eltern hielten nämlich sehr viel von förmlichen Einladungen, und ich verstand mich bestens darauf, fremde Handschriften zu kopieren.

Es lief alles so glatt, dass ich fast schon ein schlechtes Gewissen bekam. Yvette kam um sieben an meine Tür, und wir schlichen wie zwei Diebe zur Metro. In unseren Handtaschen steckte das wenige Geld, das wir von Geburtstagsgeschenken und gelegentlichem Kinderhüten gespart hatten. Wir trafen Lisette und unsere Freundin Madeline, und nach einer zwanzigminütigen Bahnfahrt machten wir uns auf den Weg zum La Grosse Pomme – Der große Apfel, wie der Klub hieß. Er war von einer schönen schwarzen Jazzsängerin, Adelaide Hall, gegründet worden, aber Adelaide war wie viele Amerikaner in den letzten Monaten aus Frankreich geflohen.

Vor der Bar drangen die klagenden Laute eines Saxofons durch die geschlossene Tür. Ein Türsteher mit weißen Handschuhen öffnete die Tür, und die Musik purzelte ins Freie, legte sich um uns und zog uns hinein. Kichernd traten wir in den gut besuchten Klub.

Es war wie der Eintritt in eine andere Welt. Der Innenraum war luxuriös mit roter Velourstapete, kristallinen Lüstern und Wandleuchtern sowie weißen Leinentischdecken ausgestattet, die Luft war rauchgeschwängert. Die schmelzenden Töne von Zigeunerjazz – eine Geige wickelte ihre süßen Töne um das bluesige Schnarren eines Saxofons, aufgeweicht vom melodischen Klang einer Klarinette und einem Jazzbesen, der die Trommel streichelte –, zogen uns in ihren Bann. An der Garderobe zögerten wir, denn die Aufbewahrung der Mäntel kostete Geld. Aber da wir nicht geizig wirken wollten, gaben wir unsere Mäntel ab.

Sobald ich mir die Gäste besah, fühlte ich mich fehl am Platz. Männer – viele im Alter unserer Väter – flirteten mit schockierend jüngeren Frauen. Alle waren förmlicher und viel, viel schicker gekleidet als ich. Die Männer trugen Anzüge, die Frauen maßgeschneiderte Seiden- oder Kunstseidekleider mit tiefem Ausschnitt. Ihre Haut schimmerte im Kerzenlicht.

Yvette und meine anderen Schulfreundinnen hatten es geschafft, sich in Kleidern aus dem Haus zu stehlen, auch wenn wir alle unpassend gekleidet waren. In meinem Wollrock und der Baumwollbluse mit dem runden Kragen kam ich mir vor wie ein Schulmädchen auf einem Ball.

Wir wurden zu einem Tisch im hinteren Teil des Raums geführt, weit entfernt von der Bühne, und eine gelangweilt wirkende Bedienung in einem skandalös kurzen roten Rock trat zu uns, um unsere Bestellung aufzunehmen.

Eigentlich hatten wir vorgehabt, Getränke zu teilen, um Geld zu sparen, aber davon wollte sie nichts wissen. »Wer nichts trinkt, bekommt auch keinen Sitzplatz.« Ihr Tonfall ähnelte dem einer unserer Lehrerinnen so stark, dass ich Yvette zuflüsterte: »Glaubst du, sie arbeitet tagsüber als Nonne?« Das Kichern unterdrückend, bestellten wir den billigsten Wein auf der Karte.

Sobald die Kellnerin gegangen war, näherte sich ein Herr in modisch blauem Anzug unserem Tisch. Er sah aus wie Anfang zwanzig – von unserem Blickwinkel aus ein älterer Mann. Er stellte sich als Herman Beck vor und erzählte uns, er sei ein Schweizer Bankier und habe geschäftlich in der Stadt zu tun. Wir nickten lächelnd. Er betrachtete jede Einzelne von uns mehrere unbehagliche Momente lang eingehend, dann verbeugte er sich vor Yvette. Kein Wunder, denn Yvette sah umwerfend aus. Mit ihrer beeindruckenden Oberweite und ihrer selbstbewussten Haltung schien sie älter, als sie tatsächlich war, und mit Sicherheit älter als wir anderen. »Würden Sie gern mit mir tanzen?«

Yvette lächelte kokett blinzelnd. »Nur, wenn Sie auch einen Partner für meine Freundin haben.« Sie deutete anmutig auf mich.

Herman drehte sich um, hob die Hand und schnipste mit den Fingern jemandem zu. Ein junger Mann mit einer weißen Schürze trat zu uns. Dunkle Locken hingen ihm in die Stirn.

»Mademoiselle würde gern tanzen«, sagte Herman und deutete auf mich. Der junge Mann strich sich die Haare aus dem Gesicht. Er hatte hohe Wangenknochen und ein markantes

Kinn – ein ansprechendes Gesicht. Allerdings sah er so aus, als wüsste er nicht recht, was er tun sollte.

»Nimm deine Schürze ab und tanz mit ihr«, befahl Herman.

»Aber ... ich muss arbeiten.«

Hermans Augen verengten sich. »Ich bin mir sicher, dass dein Chef es schätzt, wenn du die Gäste glücklich machst.«

Der junge Mann trat von einem Fuß auf den anderen. Offenkundig wägte er Hermans Aufforderung gegen die Folgen ab, ihr nachzukommen. »Ja, natürlich«, meinte er schließlich.

»Gut.« Herman nahm Yvettes Ellbogen und führte sie auf die Tanzfläche, als sei damit alles geregelt. Yvette lächelte mir über die Schulter hinweg aufmunternd zu. Der junge Mann zerrte sich rasch seine Schürze vom Leib, dann trat er hinter meinen Stuhl.

»Ich möchte nicht, dass Sie Ärger bekommen«, sagte ich und erhob mich verlegen.

Er zuckte mit den Schultern. »Den werde ich so oder so bekommen.«

Die Mädchen am Tisch kicherten. Der junge Mann hängte seine Schürze über meine Stuhllehne, nahm mich am Arm und führte mich auf die Tanzfläche.

»Werden Sie wirklich Ärger bekommen?«, fragte ich.

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«

Sein Französisch war mit einem starken ausländischen Akzent behaftet. »Woher kommen Sie?«

»Aus Österreich.«

Das war ein Land, das die Deutschen im vergangenen Jahr erobert hatten. Ich verstand die Gründe nicht ganz, aber es hatte etwas mit einem Vertrag zu tun, und ich wusste, dass es eine Rolle bei der raschen Kriegserklärung Frankreichs, als Deutschland in Polen einmarschierte, zu tun gehabt hatte. »Sind Sie wegen der Deutschen nach Frankreich gekommen?«

»Ja.«

Ich überlegte mir krampfhaft, was ich sagen sollte, um das seltsame Gefühl in mir zu normalisieren. Da erklang eine leise, langsame Melodie. »Was arbeiten Sie denn hier?«

»Ich helfe aus und räume die Tische ab. Tagsüber studiere ich.«

»Ach ja? Ich auch. Was studieren Sie denn?«

»Ingenieurwesen, mit Schwerpunkt Physik.«

»Geht es da viel um Analysis?«

»Eigentlich nicht, aber gelegentlich muss man Analysis einsetzen.« Er betrachtete mich. Als sich unsere Blicke begegneten, kam er mir auf einmal ganz anders vor. Plötzlich bekam ich weiche Knie. Ich hatte noch nie so braune, ausdrucksvolle Augen gesehen, die mich nun mit echtem Interesse musterten. »Was wissen Sie über Analysis?«

»Mehr als mir lieb ist. Der Vater meiner Freundin ist Professor und unterrichtet uns in diesem Fach.«

»Wie heißt er denn?«

»Jean-Claude Chaussant.«

Er riss die Augen auf. »Das war mein Professor!«

»Ach ja?«

»Ja. Er ist brillant, aber in diesem Semester unterrichtet er nicht.«

»Ich weiß. Er hilft Frankreich bei einem geheimen Projekt.«

Er zog mich näher und ließ mich um ihn drehen. »So etwas sollten Sie nicht sagen!«, flüsterte er mir warnend ins Ohr.

»Warum nicht?«

»Weil die Deutschen überall Spione haben.«

»Hier?«

»Überall.«

Ich schenkte ihm ein, wie ich hoffte, neckisches Lächeln. »Woher soll ich wissen, dass Sie kein Spion sind?«

»Das können Sie nicht wissen«, erwiderte er schroff.

Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. »Vielleicht sollten Sie mich jetzt lieber zu meinem Tisch zurückbringen.«

»Es tut mir leid.« Seine Hand verlagerte sich ein wenig auf meinem Rücken und weckte damit einen Strudel unbekannter Gefühle in mir. »Ich wollte Ihnen keine Angst einjagen. Es ist nur ... ich habe ein wenig Erfahrung mit den Nazis, und die sind ...« Er zögerte, dann schüttelte er den Kopf. »Reden Sie nicht mit anderen über jemanden – vor allem, wenn dieser Je-

mand an der Verteidigung Ihres Landes arbeitet –, wenn Sie ihn nicht angreifbar machen wollen. Stellen Sie sich einfach vor, dass alle Wände Ohren haben.«

»Das werde ich tun. Und als Erinnerungsstütze werde ich so tun, als wären die Wandleuchter Ohrringe.«

Ich wurde mit einem Grinsen belohnt. »Wenn Ihnen das hilft, es nicht zu vergessen ...«

Das Lied ging zu Ende. Er ließ seine Hand fallen, und ich trat zögernd einen Schritt zurück.

»Gleich beginnt die Vorstellung«, sagte er. »Ich glaube, sie wird Ihnen gefallen.« Er führte mich an meinen Tisch zurück, holte sich seine Schürze und rückte mir meinen Stuhl zurecht. Dann verbeugte er sich steif und machte sich auf den Weg zum hinteren Teil des Restaurants. Yvettes Tanzpartner brachte sie kurz darauf zu uns zurück.

Der Trompeter blies ein paar laute Töne wie eine Fanfare. Ein Mann in Smoking trat ins Rampenlicht. »Und nun, meine Damen und Herren, präsentiere ich Ihnen Miss Marigold Smith!«

Scheinwerfer drangen durch den Rauch und beschienen eine hohe Wendeltreppe. Ein zarter Fuß in einem Stöckelschuh und ein langes Bein in einem durchsichtigen Seidenstrumpf trat aus der Decke. Ein weiteres Bein folgte, und dann war sie zu sehen – eine Vision purer Weiblichkeit, eingehüllt in blaue Federn und Pailletten, kam die schmale Wendeltreppe herunter wie eine Göttin, die vom Himmel herabsteigt. Noch nie hatte ich etwas so Beeindruckendes gesehen. Ihre Haut war schokoladenfarben und glatt wie Eiscreme, und sie bewegte sich mit außerordentlicher Anmut. Sie war wirklich großartig, und das wusste sie auch.

In dem Moment wurde mir klar, dass darin das Geheimnis liegt – in dem Wissen. Es verlieh ihr Macht, dass sie wusste, wie großartig sie war. Es zeigte sich in ihrer Haltung, wie sie mit dem Rampenlicht spielte, wie sie lächelte. Sie wusste, dass alle Augen auf sie gerichtet waren. Sie wusste, dass sie das Publikum in der Hand hatte. Sie wusste, dass sich kein Mann in dieser Bar ihrem Zauber entziehen konnte.

Die Band begann zu spielen, als sie die Stufen herabglitt, aber ich hörte die Musik erst, als sie zu singen begann. Ihre sinnliche Stimme nahm uns alle auf einen fliegenden Teppich mit.

Wir Mädchen saßen da und starrten sie an wie ein Geschöpf von einem anderen Stern. Wir waren felsenfest davon überzeugt, dass sie jede Zeile, die sie sang, persönlich erlebt hatte.

Am Ende des Sets war ich emotional völlig ausgelaugt. In der Pause spielte eine andere Band. Yvettes Galan, der unserem Tisch eine Runde Getränke spendiert hatte, kehrte zu ihr zurück und nahm sie mit auf die Tanzfläche. Mein Partner folgte ihm.

»Ich hoffe wirklich sehr, dass ich Ihnen keinen Ärger mit Ihrem Arbeitgeber einhandle«, sagte ich, als er hinter meinen Stuhl trat, um ihn herauszuziehen.

»Keine Sorge«, sagte er. »Monsieur Beck hat meinen Chef für meine Zeit bezahlt.«

»Dann ist Ihnen also befohlen worden, mit mir zu tanzen?«

»Ja.«

»Das ist nicht sehr schmeichelhaft«, sagte ich.

Seine Wangen färbten sich rot. »Ich – ich habe nichts dagegen, mit Ihnen zu tanzen. Es ist besser als meine reguläre Arbeit.«

Vielleicht war es der Wein, vielleicht borgte ich mir auch ein wenig von der forschen Zurschaustellung weiblicher Macht, deren Zeugin ich gerade geworden war; jedenfalls konnte ich nicht widerstehen, ihn ein bisschen aufzuziehen. »Also ist es besser, mit mir zu tanzen, als schmutziges Geschirr abzuräumen? Du meine Güte, Sie verstehen sich wirklich meisterhaft darauf, Komplimente zu machen.«

Die rosafarbenen Flecken auf seinem Gesicht wurden dunkler. »Ich wollte damit sagen, dass ich gern mit Ihnen getanzt habe. Vorhin, meine ich. Und ... und jetzt auch.«

Darauf fiel mir nichts mehr ein. Ich war froh, dass die Musik einsetzte. Der Wein stieg mir zu Kopf. Ich lehnte mich an meinen Tanzpartner, ja, ich schmiegte mich richtig an ihn und genoss das Gefühl eines männlichen Körpers so nah an meinem. Es war alles auf seltsame Weise berauschend.

Als die letzten Töne verklangen, öffnete ich die Augen und bemerkte, dass Lisette auf ihre Armbanduhr klopfte.

Olala. Ich hatte überhaupt kein Zeitgefühl mehr, und dabei hatte ich Maman doch versprochen, gegen elf zu Hause zu sein. »Ich muss jetzt gehen«, ächzte ich erschrocken.

»Ja, es ist besser so. Und es wäre ratsam für Sie, nicht mehr hierherzukommen.«

»Wollen Sie mich nicht mehr sehen?«

»Oh doch, das würde ich sehr gern.« Er begleitete mich zu meinem Stuhl. Ich griff zu meiner Handtasche. »Aber hier ist es nicht sicher.«

»Wo denn dann?« Seit wann war ich so kühn?

»In der Bibliothek in der Sorbonne, im Saint-Jacques-Lesesaal. Morgen Nachmittag um vier.«

»Ich ... ich werde es versuchen.«

Er nahm seine Schürze von meinem Stuhl und brachte mich zur Garderobe, wo die anderen bereits auf mich warteten. Yvettes Tanzpartner bezahlte gerade für die Aufbewahrung unserer Mäntel. Ich spürte die Nähe meines Tanzpartners. Mein Körper schien noch nachzuspüren, wie er mich auf der Tanzfläche berührt hatte.

Er nahm meinen Mantel und half mir hinein. »Ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen.«

»Ich heiße Amélie. Und Sie?«

»Joshua. Joshua Koper.«

»Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits.« Er lächelte mich an. Als seine braunen Augen sich in meine versenkten, begann mein Magen zu kribbeln. Ich sah, dass seine Wangen sich wieder rot gefärbt hatten.

Er war zwar älter als ich und weltgewandter, aber ich hatte ihn zum Erröten gebracht. Joshua Koper – meine erste Eroberung.

Ich verstaute dieses Wissen in mir wie ein köstliches Geheimnis, während ich meinen Mantel zuknöpfte und aus der rauchigen Bar hinaustrat in die kühle Herbstnacht, umringt von meinen kichernden Begleiterinnen.